

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 91. Bydgoszcz/Bromberg, 22. April 1938

Die Rose von Amsterdam

Roman von Paul Hain

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Im Vorgenuß seiner Schandtat schlich er an den Wänden entlang, jedes Bild spottvoll betrachtend. So fand er auch die Zeichnung, die Saskia darstellte.

Mit glimmenden Augen betrachtete er sie.

„Ja, meine Teure, das geht nun zu Ende", murmelte er, „mit dir und mit deinem Liebsten. Und das ist gut so. Haha, man läßt sich nicht ungestraft mit einem Vermeulen ein, mein Täubchen! Das hättest du dir vorher sagen können. Oh, es wird mir eine besondere Freude sein, deinen Mund, der mich verspottete, zu zerfetzen, deine Augen, die mich verlachten, zu zerstechen, deine junge Brust in Stücke zu zerreißen —"

Er schleuderte den Karton von sich. Plötzlich bis zum Bersten voll von glühender Leidenschaft und sinnlosem Haß.

Jäh hatte er ein Messer aus dem Wams gezogen.

„Das erste Opfer?"

Mit suchendem Blick drehte er sich im Kreise um. Schwer ging sein Atem. Sprungbereit geduckt stand er. Eine Kreatur von Teufels Gnaden.

Dann sprang er zu.

Ziellos stach er in eines der Bilder hinein und riß das Messer quer durch. Noch einmal — sinnlos, gemein, wie im Wahnsinn.

Die Leinwand sank in Fetzen herunter. War es nicht, als ginge ein leises, qualvolles Seufzen durch den Raum?

Justus Vermeulen sprang zum nächsten Bild.

„Das für den „Lumpen", Meister Rembrandt! Und das für den zerbrochenen Degen! Und das für jeden Kuß, den Saskia Euch gab! Und das — und das und das —"

Bei jedem Wort stach er wütend in das Bild hinein. Kaum Mensch noch. Sinnlose Bestie, Zerstörer, Kreatur! Hassende, rächende Kreatur!

Und nun zum nächsten.

Er mußte sich beeilen, das Zerstörungswerk zu beenden, wenn er nicht zu viel Zeit verlieren und auffallen wollte.

„Nicht eines bleibt übrig!" zischte er.

Von neuem hob er das Messer. Irgendwo polterte ein Rahmen zur Erde, an den er beim hastigen Herumspringen angestoßen war.

Da legte sich plötzlich eine Hand mit eisernem Druck um seinen Arm.

Eine kurze, unentrinnbare Drehung!

Das Messer klirrte gegen den Fußboden.

„Heiliger Christus!"

Justus Vermeulen stand steif wie ein Stock. Leichenblaß im Gesicht. Die Tür, dachte er dumpf, daß er daran nicht gedacht hatte!

Dann starrte er entsetzt in das kühne, edel geschnittene, nun zornig gerötete Gesicht des Mannes, der so überraschend hinter ihn getreten war.

„Schuft!"

Wie ein Peitschenhieb fuhr ihm das Wort in's Gesicht. Ihm war, als müßte ein rotes, brennendes Mal darauf haften bleiben.

„Kerl — seid Ihr wahnsinnig geworden?"

Ein gurgelnder Laut von Vermeulens Lippen.

Er starrte den andern an, als sähe er ein Gespenst.

Ein flammender Blick traf ihn. Ein Blick aus großen, hellen, fast leuchtenden und stahlharten Augen, die jeder Niederländer gut kannte. Vor diesem Blick löschte alle Wildheit, aller Haß, alle Sinnlosigkeit in Vermeulen wie mit einem Schlage aus und es blieb nur eine dumpfe, verzweifelte, grausige Leere.

Ein Zittern befiel ihn.

„Euch kenne ich doch?" sagte der andere leise und drohend.

Wie von weit her kam die Stimme, so war es Vermeulen. Die Wände des Ateliers schienen sich gegeneinander zu senken in einer wahnsinnig kreisenden Schnelligkeit. Dazwischen schimmerte Saskias Bild wie ein ferner Zauber und hatte strenge Augen wie die einer Richterin.

„Ihr seid doch der Leutnant Justus Vermeulen?" hörte er wieder die leise drohende Stimme. „He? Seid Ihr stumm? Soll ich Euch die Zähne auseinander reißen?"

Dem ging der Atem pfeifend über die Lippen.

„Nun, Kerl? Wird's bald?"

Dem andern schwollen die Adern dick an der Stirn an. Seine Faust hatte Vermeulen losgelassen, nun griff sie von neuem nach seiner Schulter und schüttelte ihn mit kräftigem Ruck wie ein armseliges Kleiderbündel.

„Spricht Er endlich? Oder soll ich Ihn erst die Treppe hinunterschleppen zum nächsten Büttel?"

Jeder, der diesen hohen, kräftigen Mann dort kannte, wußte, daß er dazu wohl fähig war. Der hatte Fäuste wie Eisen. Es waren Fäuste, die man in Europa kannte, nicht nur in Amsterdam.

Justus Vermeulen reckte sich mühsam auf. Die Zimmerwände wichen wieder zurück und kreisten nicht mehr. Saskias Bild löschte aus, er sah wieder deutlich den ganzen Raum und die Männergestalt, die felsenfest vor ihm aufragte.

Heiser murmelte er:

„Ja, Fürstliche Hoheit, ich bin Justus Vermeulen."

„Der Leutnant der Stadtsoldaten —! Das ist —"

„Nicht mehr Leutnant, Hoheit —"

Ein kurzes Auflachen.

„Soso! Zum Teufel — Er wäre es von diesem Augenblick an auch nicht mehr gewesen! Das hier", er wies auf die zerstörten Bilder," das wird Er schlimm büßen, Schurke! Das ist Mord — Mord! Versteht Er? Gemeiner Mord!"

Mit geballten Fäusten stand er vor Vermeulen. Flammend vor Zorn.

„Wo ist Rembrandt?"

Vermeulen duckte sich.

„Im Schuldturm —"

Ein neues, böses Auflachen.

„Ja, ist denn ganz Amsterdam verrückt geworden?"

Herrisch wies er auf einen Stuhl.

„Setz' Er sich! Erzähl Er!"

Die Stimme klang ihm rauh, während er selber Platz nahm. „Alles! Alles will ich wissen! Überleg' Er nicht lange." Stolz und aufrecht saß die kräftige, noch jugendliche Gestalt vor dem kläglich Zusammengesunkenen. Auf den Degen gestützt, dessen goldner Korb eingraviert das Wappen der Fürsten von Oranien trug.

XVI. Kapitel.

Hans Friedrich von Oranien, der derzeitige fürstliche Stadthalter der Vereinigten Niederlande, war überraschend nach Amsterdam gekommen. Er war in Brandenburg gewesen, am Hof der Askanier, mit denen er bald durch die Heirat seiner Schwester enger verbunden werden würde. Danach hatte er einige Zeit in Paris verweilt beim König und war mit Eilkutsche von dort auf Amsterdam zugesteuert, wo — wie er sich entsann — der junge Maler Rembrandt noch immer wohnte, dem er vor Jahr und Tag ein Bild abgekauft hatte.

Er verstand schon was von Bildern, der Fürst Hans Friedrich, und von des jungen Rembrandt Künstlerschaft war er überzeugt. Er machte sich Vorwürfe, sich nicht schon des öfteren nach ihm erkundigt zu haben. Nun aber hatte er Aufträge für ihn, und er freute sich, sie persönlich dem jungen Künstler überbringen zu können.

Jugendlich rasch in seinen Entschlüssen, hatte er sich entschlossen, ihn zu überraschen und gleich in sein Atelier zu fahren, ohne sich vorerst beim Bürgermeister und dem Rat der Stadt anzumelden. Denn dann wäre es aus mit der Überraschung gewesen. Und zudem liebte er keine großen und kostspieligen Empfänge, die Zeitläufe waren zu ernst für unnütze Geldausgaben.

So fand er Justus Vermeulen bei seinem Zerstörungswerk. Ein seltsamer und vielleicht schicksalsgewollter Zufall.

Wo aber war Rembrandt?

Nun hörte er aufmerksam zu, was Vermeulen ihm stockend darüber berichtete. Keine Sekunde ließ er den Blick von ihm, beobachtete ihn unentwegt. Seinen Vater kannte er gut genug. Und der dort, der da vor ihm saß, hatte oft genug mit seinen Leuten vor ihm exerziert, wenn er in Amsterdam die Stadtsoldatei besichtigte. War ihm immer ein bißchen wie ein geputzter und eitler Pfau vorgekommen. Mochte er nachher im Gefängnis über seine Schandtat nachdenken! In den Niederlanden herrschte noch Gerechtigkeit, Potzblitz!

Justus Vermeulen hatte geendet und schwieg erschöpft.

Der Fürst hatte sich erhoben und stand mit verschränkten Armen vor ihm.

„Er wird nicht alles erzählt haben, mein Lieber. Aber ich bin nicht dumm genug, um nicht auch hinter Eure Worte zu hören. Also um die Saskia van Uylenburgh ging es, wenn ich es recht bedenke. Werd' schon noch Genaueres erfahren. Und der Rembrandt im Schuldturm — haha! Die Amsterdamer müssen den Verstand verloren haben. Ahnen nicht, wen sie da in ihren Mauern beherbergen, die Malefizkaufherren! Lächerlich! Den Rembrandt in den Schuldturm stecken wegen seiner paar Gulden Schulden!"

Er blickte Justus Vermeulen wütend an.

„Und Ihr? Mir scheint, daß Ihr selber gehörig dafür gesorgt habt, daß man das Bild dort nicht gleich bezahlt hat, wie es rechtens und billig war. Herrgott — so ein Bild!"

Er hatte es längst bemerkt. Nun versank er aufmerksam in die Betrachtung der Gilde. Es nahm fast die ganze Wandfläche ein.

„Ein Meisterwerk! Da ist nichts Gestelltes und Gekünsteltes drin. Das ist alles echt, leibhaftig und wahr! Da steckt Leben drin! Hat der Rembrandt Augen — beneiden könnte man ihn! Nun, wir werden ja sehen."

Er hieb zrnig mit der Faust durch die Luft.

„Ja — und Ihr? Warum diese Zerstörung? He! Kerl, ich könnt Euch auf der Stelle erschlagen!"

Seine Züge wurden voll Ingrimm.

„Steh' Er auf!"

Vermeulen gehorchte.

„Unten steht noch meine Reisekutsche. Wir werden zum Bürgermeister fahren. Ha, das hat Er sich wohl nicht vermutet, daß gerade ich ihn in seiner nichtswürdigen Arbeit stören würde"

Vermeulen wußte, sein Schicksal war besiegelt. Der Zufall war mächtiger gewesen als er — der Zufall, den die Menschen wohl auch Fügung, Schicksal oder Gottes Willen nennen mochten.

Mit matten Schritten folgte er dem Fürsten.

Eine halbe Stunde später erlebte Seine Magnifizenz, der Bürgermeister ten Zerkaulen, einen gelinden Schrecken.

Man hatte ihm, der sich gerade in seinem Arbeitszimmer befand, einen Besucher gemeldet, der ihn dringend zu sprechen wünsche. Ärgerlich war er aufgefahren.

„Dringend zu sprechen? Keine Spur! Wie heißt das Subjekt? Ich habe niemanden bestellt."

Die Beschließerin trollte sich, um den Besucher nach seinem Namen zu fragen. Sie kam mit dem Bescheid zurück:

„Der Herr sagt, er heiße Hans Friedrich."

ten Zerkaulen hob den Kopf von den Akten, in denen er arbeitete.

„Zum Henker, wer ist Hans Friedrich? Wohl ein fahrender Trödler, wie? Der Kerl soll sich zum Teufel scheren! Bestell' Sie ihm das, aber schnell!"

„Leider nicht mehr nötig", sagte da eine Stimme, und eine hohe Gestalt stand auf der Schwelle und lächelte freundlich. „Ich habe das bereits selber gehört, aber keineswegs die Absicht, mich zum Teufel zu scheren, dieweil ich Seine Magnifizenz wirklich dringend zu sprechen habe."

„Gott im Himmel —!"

ten Zerkaulen war von seinem Stuhl gesprungen. Die Beschließerin verließ fluchtartig das Zimmer.

„Fürstliche Hoheit —"

„Na also, erkennt Er mich wenigstens!"

Der Bürgermeister verneigte sich tief und verwirrt. Der Schreck war ihm gehörig in die Glieder gefahren.

„Hoheit sehen mich gänzlich überrascht —!"

„Allerdings, das sehe ich. Aber ich hoffe, daß sich das bald geben wird", lachte Hans Friedrich gutgelaunt und streckte ten Zerkaulen die Hand hin.

„Hoheit kommen unangemeldet —"

„Pah — ten Zerkaulen, Ihr kennt mich doch? Nur keine Festereien! Und in diesem Falle war es gut, daß ich so völlig überraschend kam. Jawohl, sehr gut sogar. Also bewahr' Er nur seine Fassung. Draußen hab' ich einen Häftling zu warten. Wollt Ihr dafür Sorge tragen, daß er sofort in's Gefängnis gebracht wird. Es ist der junge Vermeulen!"

Dem Bürgermeister verschlug es die Stimme.

„Justus Vermeulen?" fragte er heiser. „Das ist doch nicht möglich —?"

„Was ist hier in Amsterdam nicht möglich, Bürgermeister? Ich traf ihn in Rembrandts Atelier, wie er gerade dabei war, des Malers Bilder zu zerschneiden. Wie ein Wahnsinniger hieb er auf die Leinwand ein. Eine Bestie! Bitte, schickt sofort zur Stadtsoldatei — ich wünsche es! Mit aller Strenge soll ihm der Prozeß gemacht werden. Es soll nicht heißen, daß in dem freien Amsterdam Rechtlosigkeit und schlechte Sitte herrsche!"

ten Zerkaulen war starr vor Überraschung.

Aber der Fürst drängte:

„Geht nur und gebt eure Befehle! Lasset zur Stadtwache schicken. Alsdann werden wir uns unterhalten."

Es blieb dem Bürgermeister nicht gut etwas anderes übrig, als diesem Wunsch, der ein Befehl war, Folge zu leisten. Eine Weile später saß er dann dem Fürsten gegenüber, der ihm in verhaltenem Zorn von der schändlichen Nachetat des jungen Vermeulen erzählte.

„Ich wünsche", so schloß er," daß mit ihm streng in's Gericht gegangen wird. Solche nichtswürdigen Buben gereichen der Stadt Amsterdam nicht zur Ehre. Und nun, Herr Bürgermeister, etwas anderes. Wollet Ihr mir berichten, was es mit dieser ganzen Affäre mit Rembrandt und der Jungfer Saskia van Uylenburgh auf sich hat. Ich entsinne mich doch, daß man sie die Rose von Amsterdam nannte, weil das ehrsame Jüngferlein schöner als alle Mitschwestern der Freien Stadt sein sollte. Und wahrhaftig, ich habe sie im Gedächtnis als ein gar liebreizendes und anmutiges Geschöpf, das Gott in einer guten Laune geschaffen haben muß. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie wider die Sitte verstoßen haben sollte. Und der Rembrandt — nun, ich habe ihn immer für einen Ehrenmann gehalten."

ten Zerkaulen nickte ergeben.

„So sprecht also ungeschminkt, Herr Bürgermeister, frei von der Leber weg! Was ist hier vorgegangen? Ich möchte Euch vorerst noch sagen, daß ich gerade des Rembrandt wegen nach Amsterdam zurückgekommen bin."

Der Bürgermeister blickte den Fürsten offen und fest an.

„Hoheit, Ihr habt vollkommen recht, wenn Ihr meint, daß die Saskia van Uylenburgh ein ehrsames Menschenkind und keiner Handlung wider die guten Sitten fähig ist. Und auch der Rembrandt ist gewiß kein schlechter Kerl."

„Na also!"

„Mich dünkt, daß sie einfach böse in die Patsche geraten sind, wie es jedem rechtschaffenen Menschen wohl mal geschehen kann."

„Pah — geht nicht um den Brei herum, Magnifizenz! Der Mijnheer van Uylenburgh ist ein Dickkopf, ich kenne ihn! Sollte er nicht etwas gehörig schuld haben an der ganzen Geschichte? Er und die Vermeulens? Reinen Wein, Bürgermeister! Die Saskia soll auf den Tod darniederliegen?"

ten Zerkaulen atmete schwer.

„So ist es, Fürstliche Hoheit. Das Ganze ist eine tragische Liebesaffäre, da nützt am Ende kein Drumherumreden. Und mein lieber Freund van Uylenburgh ist gewiß mit seiner Starrköpfigkeit nicht ohne Schuld daran, daß seine Tochter nun so hoffnungslos krank liegt und der Rembrandt im Schuldturm steckt. Ich will Euch erzählen, Hoheit, soviel ich von der ganzen Sache weiß und was ich mir selbst dazugereimt habe,

Ihr wünscht es —"

Ohne Umschweife, Bürgermeister."

ten Zerkaulen berichtete. Aufmerksam lauschte Hans Friedrich von Oranien. Ab und zu schüttelte er unwillig den Kopf oder zog drohend die dichten Augenbrauen zusammen, stieß auch wohl einen ärgerlichen Zwischenruf aus.

(Fortsetzung folgt.)

Sturm an der Adria.

Eine Geschichte von Konrad Seiffert.

Das Wasser der Bucht war grau, als die „Colub" um die Spitze von Lapad fegte. Vor dem Soko, dem Falkenberg, und über dem Felsenkessel der Omblaquelle hing eine Wolkenwand herab bis auf die Zypressen, die sich unter dem Anprall des Sturms krümmten. Das Meer war leer von Schiffen und Booten.

„Eine tolle Fahrt, was?" rief Peter nach hinten, zu Rupert hin, der mit weit vorgebeugtem Oberkörper und mit beiden Händen das Steuer hielt, „eine tolle Fahrt!" Und dabei rückte er unauffällig noch dichter an Vera heran. Er griff verstohlen nach der schmalen Hand der Frau und drückte sie. Er hielt diese Hand fest, während die „Golub" nun durch das etwas ruhigere Wasser der Bucht zischte.

Vera war bei der hastigen Berührung nicht zusammengezuckt. Und sie bewegte sich auch nicht, als der Mann an ihrer Seite ihre Hand festhielt. Der Sturm legte das wirre Gelock ihres Haares wie einen flatternden Schleier vor ihre Augen, deren Lider sie halb schloß.

Rupert sah Veras Hand in der seines Freundes. Er biß die Zähne zusammen und rief: „Die nächste Fahrt wird noch toller!" Sein Gesicht war grau wie der Himmel und das Wasser. Aber die beiden vorn im Boot sahen es nicht.

Und dann glitt die „Golub" in elegantem Bogen zum Bootssteg des Hotels. Viele Gäste warteten da; sie hatten das Unwetter kommen sehen, und es gab einige unter ihnen, die sich um die drei Sorgen gemacht hatten. Vor allem aber um Vera. Sie war die beste Tänzerin, und der Nachmittagstanz mußte jeden Augenblick beginnen.

Das Boot war noch in Fahrt, da streckten sich schon viele Hände aus nach der schönen Frau, und Vera stand dann gleich auf den Planken des Stegs. Sie lachte allen entgegen, und ihre Augen glitzerten. Hier war sie der Mittelpunkt. Kurz nach ihr sprang Peter aus dem Boot. Rupert rief ihm etwas zu. Im Heulen eines Sturmstoßes, der alle vom Steg scheuchte, verstand niemand, was er rief. Aber alle sahen, daß Rupert zu gleicher Zeit vom Boot aus nach dem rechten Bein Peters griff. Er faßte daneben, glitt aus, fiel und richtete sich wieder auf im Boot. Niemand konnte sich denken, warum Rupert seinen Freund wieder zurückziehen wollte. Und Peter hatte nichts gemerkt.

Rupert riß das Boot herum und weg vom Steg, die Zündungen des Motors knallten schneller und lauter, und die „Golub" schoß bis fast in die Mitte der Bucht und dann zur Bucht hinaus.

Vom Land aus rief man Rupert Warnungen zu. Man winkte. Man pfiff. Vera war ein wenig blaß geworden. Peter lachte. Es war ein gequältes Lachen. Sie sahen sich an. Peter war verlegen. Und dann flohen alle vor dem Sturm in die Hotelhalle. Die Musik spielte schon.

„Er hat gemerkt, daß ich Ihre Hand gedrückt habe", sagte Peter zu Vera beim ersten Tango, „er hat schon seit langem etwas gemerkt, ich hab's gefühlt!" Sie antwortete erst nicht, sie schloß die Augen. Und dann sagte sie: „Aber deshalb braucht er doch nicht gleich verrückt zu werden!"

Peter ging ein wenig später hinaus and sprach mit dem Empfangsleiter. Der führte in seinem Auftrag ein langes Telephongespräch mit der Hafenbehörde. Peter erfuhr, daß man schon auf das Boot aufmerksam geworden war, daß man aber bei diesem Wetter nicht viel tun konnte.

Von der Tür aus sah Peter in den Saal. Er sah Vera, die ihren Partner anlachte. Er stand eine ganze Weile. Vera war, wenn nicht getanzt wurde, in der Mitte eines Schwarms von Herren. Sie lachte laut. Sie schien nicht einmal zu merken, daß Peter nicht im Saal war. Sie schien nicht daran zu denken, daß jemand in einem kleinen Motorboot draußen in Sturm und Meer trieb, jemand, der sie liebte und den sie zu lieben vorgab. Sie war hier der Mittelpunkt. Und — sie wußte es.

Peter ging in sein Zimmer. Er sah in das Toben des Unwetters. Dann nahm er seinen Regenmantel, schlich die Treppe hinunter und ging aus der Halle. Draußen faßte ihn der Sturm. Der Regen schlug ihm ins Gesicht. Er kämpfte sich, weit vornüber gebeugt, durch bis in den Windschatten der Bäume, sprang über Pfützen, querte strudelnde Sturzbäche und lief zum Berg hoch. Immer wieder sprach er halblaut vor sich hin: „Wenn ihm bloß nichts geschieht! Wenn ihm bloß nichts geschieht!"

Oben sah er so gut wie nichts. Das Meer tobte und brüllte unten gegen die Felsen. Peter hatte es bisher nicht gewußt, daß die blaue Adria so grau und so unheimlich aussehen konnte. Er sah die Stadt mit ihren Türmen kaum in dem Zwielicht und hinter den schrägen Regensträhnen, die nun aber etwas lichter wurden. Er hätte am liebsten geheult, daß er Rupert nicht helfen konnte. Er schimpfte laut auf dessen Blödheit. Und dann schimpfte er auf sich und auf seine Verrücktheit. Er hätte es als Freund Ruperts wissen müssen, daß Vera nicht für ihn da war. Und er nahm sich vor, alles wieder gutzumachen, wenn Rupert zurückkam. W e n n er zurückkam!

Peter ging zum Hotel hinunter. Dort tanzten sich noch. Peter sah den Schwarm der Männer in der Nähe Veras, und er ging schnell vorbei. In seinem Zimmer stand er eine Zeit am Fenster. Dann riß er seine Anzüge aus dem Schrank, schloß seine Koffer auf und fing an zu packen.

Jemand kam leise in das Zimmer Ruperts, das neben dem Peters lag. Er nieste und hustete. Das war Rupert!

Peter fuhr hoch und lauschte. Es war kein Zweifel. Am liebsten wäre er gleich hinübergelaufen. Aber er blieb und wartete. Er hörte, wie Rupert sich umzog, wie er leise dabei mit sich sprach, wie er Sachen aus dem Schrank riß, Koffer aufschloß. Es ist ihm nichts geschehen, dachte Peter, das ist die Hauptsache!

Er ging hinüber. Rupert kniete vor einem Koffer, er sah kaum auf, als sein Freund ins Zimmer kam. Sie sagten beide lange nichts. Rupert packte. Peter sah ihm zu. Von unten her kam Musik. „War das alles nötig?" fragte Peter endlich. — „Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich abreise. Sie tanzt unten, was?" — „Sie tanzt mit allen. Wie bist du hergekommen?"

„Mit einem Auto, von Cavtat, da bin ich an Land gegangen, das heißt: nicht gegangen, ans Land geschleudert worden. Ich fahre mit dem Abendzug ab. Ich habe hier nichts mehr verloren!" Er packte weiter. „Aber du hättest doch bei dem Wetter nicht gleich — — —"

„Weiß ich! Und zu entschuldigen brauchst du dich auch nicht! Alles ist erledigt. Es ist nichts geschehen. Wenn du es nicht gewesen wärst, dann wär's eben ein anderer gewesen. Es ist immer das gleiche. Es hat keinen Zweck. Ich will

das nicht mehr mitmachen! So! Rechenschaft ist mir niemand schuldig. Ich hab's schon seit langem gewußt. Ich hab mich nie hinreißen lassen zu irgend einer Unbesonnenheit. Aber heute konnte ich nicht anders. Ich hab dich mitnehmen wollen vorhin. Und ich bin nun froh, daß du mir rechtzeitig entwischt bist. Es war gut für mich, daß ich da draußen allein war. Ich verschwinde. Still und leise. Ich packe, wie du siehst!"

„Ich hab auch schon gepackt. Ich wollte nur noch auf dich warten. Ich fahre auch ab."

Rupert sah hoch: „Du auch?"

Die beiden Freunde verließen an diesem Abend noch das Hotel, ohne daß es die Gäste wußten. Auch Vera wußte es nicht. Sie tanzte und lachte. Sie stand im Mittelpunkt. Sie war eine schöne Frau.

Gesicht ostländischer Heimat.

Von Herybert Menzel.

Wenn mich der Reiher erspäht aus dem Schilf eines Seenrandes, wenn ich allein ihm so nahe kam wie nie mit anderen Menschen, wenn unser Herz schlägt, meins wie das seine, oh, dann bitte ich ihn: Bleib und vertraue mir, mir wie dir ist dies Heimat! Aber nun hebt er sich auf mit breitem Flügelschlag und fliegt dahin in silberner, schlanker Schönheit, ein Traum, den Inseln zu, auf denen er horstet.

So ergeht es mir mit den Kranichen auch, die noch viel scheuer sind. Doch ich treffe sie immer wieder so. Bisweilen auch fliegen sie, viele silberne Pfeile, über die Wälder und Seen, die noch verborgen sind.

Unsere Landschaft — die Landschaft der Grenzmark Posen-Westpreußen — ist scheu. In der Geschichte lebt sie so dunkel fast wie in der Sage. Die Chronisten beginnen erst. Und nun in jüngster Zeit erst läßt sie häufig uns Funde tun in Urnen und Gräbern der Vorfahren, die uns wie Grüße sind von den Goten und anderen Germanenstämmen, die vor Jahrtausenden hier lebten.

An einer der Netzebrücken steht ein steinerner Ordensritter auf Wacht. Und auch das Standbild Friedrichs des Großen ist mehr denn Stein. Wir aber, hart an der Grenze, haben es nah zu den Gräbern derer, die unserer Heimat sich opferten, nach dem Weltkrieg noch, als hier der Grenzkampf entbrannte, der uns so vieles dann nahm.

Von der Zeit sind wir noch heute überschattet. Und ein jeder verspürt es wohl, der zu uns kommt.

Dies ist die Landschaft der Mütter, die ihre gefallenen Söhne in Nächten rufen hörten und während des Kampfes noch suchen gingen und zurücktrugen in die Stadt.

Es klingt vieles wie Sage schon wieder. So auch bleibt alles in dieser Landschaft verschlossen.

Man muß hier aufgewachsen sein, um das ganz zu verstehen. Man muß hier viel allein gewesen sein mit den Seen und Wäldern. Und man weiß dann alles, was einem keiner mehr sagen kann. Aus dem Kosakenberg trommelt es dumpf, wenn uns Gefahr droht, und die Schimmel ohne Köpfe umjagen das gefährdete Land.

Es liegt weit unter dem östlichen Himmel, Dörfer und Städte sind bald aufzuzählen, nicht so nachbarlich wie anderswo rücken die Gehöfte zusammen; in den Hauländereien muß man schon oft weit ausspähen, um den Nachbarn zu finden. Bisweilen entdeckt man ihn nur so, wie man den Reiher aufstört.

Langsam gehen die Menschen durch ihren Tag, aber sie wissen von draußen und drüben jenseits der Grenze. Sie sind zumeist Bauern und Ackerbürger. Sie tragen ihr Grenzschicksal, ihre Heimat ist mehr für sie als nur Erde, die bebaut sein will, und sehen sie Wolken und Sturm aufsteigen und nähergrollen, so ist das Erinnern in ihnen daran, wie oft sie hier standen und ein ander Wetter düster heranzog für eine ganze Welt. Sie tun ihre Pflicht, aber sie fühlen sich zu mehr verpflichtet, sie erfüllen ihr Leben, aber es gehen mit ihnen die Vorderen, und es verlangen alles von ihnen, die nach ihnen kommen.

Sie sind arm, die hier wohnen, aber sie sind nicht bedürftig. Sie sind wach, aber sie sind auch von einer offenen Herzlichkeit. Gern sehen sie Gäste, und dann sind sie schon fröhlich mit ihnen und humorig. Sie erfuhren von dem Farbenspiel des Himmels und den vorüberziehenden Wolkengebilden Tieferes und Gültigeres als die in den großen Städten von allem bunten Getriebe. Meist wissen sie auch vom eigentlichen Leben mehr, denn sie sahen länger und klarer in alte und junge Herzen. Einer, der Weiden schneidet und flicht, hat auch mehr Zeit, alles recht zu besinnen.

Dieses Land erlebt der Jäger wohl am besten, der die Rebhühner und Fasanen aufspürt, den das Rotwild lockt und die Ente. Der muß nun durch endlose Weidenkulturen, über Brüche hinweg mit den Birken und hohen Wacholdern, um Moore dann; die Heide trifft er hier und dichte Wälder, weite Wiesen wieder und Fließe und Gräben und umschilften Fluß, auf lange schmale Halbinseln verliert er sich, und dann tun sich weit die Seen vor ihm auf, er fährt mit dem Kahn durch das Schilf, und am Abend im Dorfkrug, wenn er die Sagen- und Spukgeschichten hört und auch bei politischen Gesprächen mittut, die bei der nahen Grenze und dem Zöllner am Tisch nun doch ein wenig bemerkenswerter sind, dann fühlt er sich auf einmal wie hier zugehörig, und dann ahnt er auch, warum es die Grenzleute so wenig hinauslockt: sie haben hier alles, die Frauen, die Männer, was ein Leben erfüllt und was es zur Sage macht.

Der Fremde spricht uns oft von der Melancholie der Landschaft. Sie aber bedrückt uns nicht. Sie fängt uns wohl ein, und sie zieht uns nach in die Fremde, sie läßt uns nicht los, sie summt uns ihr Lied, bis wir wiederkehren, aber sie bedrückt uns nicht.

Wie ist nun das Lied dieser Landschaft? Anders als das am Rhein, anders als das in den Bergen oder am Ufer der See. Es kommt aus den Wäldern her, wie ein großes Rauschen oder wie der Ruf eines Wasservogels am Abend oder wie die Musik eines Karussells hinter dem Kiefernwald im nächsten Dorf.

Wir lieben die Fahrt mit Pferden, zu Wagen und Schlitten, wir lieben das Schilfgrün im Frühling ebenso wie die Nebelmorgen und die weite Bräune der abgeernteten Felder mit den Kartoffel- und Rübenmieten und den hohen Getreideschobern. Unsere Landschaft gibt viel. Im März schon ernten wir. Da schneiden wir die rötlichbraunen, die grünen Weidenruten, bald mähen wir die Wiesen, während das Korn uns schon wächst, und ist auch das eingefahren, währt es so lange nicht, und wir laufen Furche um Furche ab hinter den sich drehenden Gabeln der Kartoffelmaschine, um auch hier einzuernten, dann kommt der Winter früh, und wo wir sonst nicht hinkommen, auf dem Moor ist nun Eis, und das Rohr wird geschnitten. In den Wäldern schlägt man das Holz.

Wenn mit ihren Wagen die Bauern zum Markt fahren in unsere kleine Stadt, an jedem Freitag, dann wissen wir alle: dies gehört uns wie ihnen, und obwohl ich kein Bauer bin und keiner der Gutsbesitzer, ich bange um die Ernte so wie sie, und wenn da der eine auf dem Platz in den Kasten greift und an den Hinterbeinen eins der quietschenden Ferkel stolz in die Höhe zieht, ich freue mich mit ihm über all das rosane Leben aus seinen Ställen wie über die Karpfen und Schleie und Aale und Hechte im Zober des Fischerwagens: dies alles ist Grenzmark, dies alles ernährt uns wie die mit Körben und Weidenfesseln hochbepackten Leiterwagen, die zu gleicher Zeit und täglich aus der Stadt hinausfahren in alle Welt.

Dies ist unser Brot, dem gilt unsere Arbeit. Wald und See und Bruch und Schilf und schwebender Reiher, o Heimat in vielfältiger Schöne, dich lieben wir. Im Blick des Bauern, im Blick des Fischers, im Blick des Ackerbürgers noch und des Beamten steht dein Schicksal als das eigene große. Wieviel noch mehr davon zu sagen wäre, du gebietest zu schweigen. Wer sehen will, der komme. Wer von dir mehr aussagen will, der tue wie du, in der Sage allein; die Wälder rauschen, die Seen lächeln besonnt, und der Reiher entschwebt und fährt nieder anderswo im Schilf.

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg